Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 10

Artikel: Die Entwicklung der menschlichen Arbeit
Autor: Bührer, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-334975

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

solchen Proklamationen nichts gesagt wird, bezüglich deren sich kein ernsthafter Politiker, wo immer er auch stehe, binden kann, sind später erst recht Differenzen möglich und zu erwarten. Immerhin läßt die grundsätzlich erzielte Einigung über den sozialistischen Charakter des neuen Frankreich die Prognose zu, daß sich solche Auseinandersetzungen weniger über die Grundfragen des sozialistischen Aufbaus an sich – ob und was sozialisiert werden soll – ergeben werden, als über die Probleme der staatlichen Organisation, darüber, wie groß der demokratische Gehalt des sozialistischen Frankreichs sein wird. Hier zeigen sich heute schon mit dem totalitären puritanischen Kasernensozialismus «Bir Hakeims», der radikalen, auf die Überleitung zum Rätesystem drängenden Demokratie der Kommunisten und dem Festhalten der Sozialisten an den traditionellen Formen der französischen Demokratie grundlegende Verschiedenheiten der Konzeptionen, die bereits in der Gegenwart das ideologische und wohl nicht nur ideologische Kampffeld der Parteien im neuen Frankreich umreißen.

Die Entwicklung der menschlichen Arbeit

Ein Vortrag von Jakob Bührer

In dem in der Büchergilde Gutenberg erschienenen Werk von Guglielmo Canevascini: «Die Entwicklung der menschlichen Arbeit durch die Jahrhunderte», über das ich Ihnen hier zu sprechen habe, gibt der Verfasser einen Abriß über den Aufstieg des Menschen von jenem Urzustand bis in die Gegenwart. Er zeigt auf, wie der Mensch seine Lebensbedingungen selber schuf, veränderte, verbesserte, wie davon die Formen der Gesellschaftsordnung abhingen. In einem zweiten und dritten Teil wird dargelegt, wie durch Genossenschaften und Gewerkschaften die Instrumente gefunden wurden, mit denen wir die Existenzbedingungen weiter verbessern und eine sozial gerechte und friedliche Zukunft schaffen können.

Es kann unmöglich meine Aufgabe sein, hier in einem einzelnen Vortrag wiederholen zu wollen, was Canevascini in Dutzenden von Radiovorträgen so meisterlich erklärte. Sie lesen das mit unendlich mehr Genuß und Gewinn in dem Buch selber nach und lassen sich von Hans Ernis geistvollen Illustrationen anregen, die geschilderten Tatsachen wieder und wieder zu überdenken.

Ich muß versuchen, Ihnen die menschliche Entwicklung von einem andern Aspekt, einem gefährlicheren, zu beleuchten, muß Ihnen von den Dingen sprechen, die nicht oder nur andeutungsweise in dem Buche von Canevascini stehen und stehen können.

Warum? Weil es sich um Radiovorträge handelt. Es ist schon ein unerhörtes Verdienst, daß dieses Thema und in so freimütiger Weise am Radio behandelt werden konnte, und die Tatsache erklärt sich nur, weil der onorevole Canevascini Regierungsrat ist und selber in der Tessiner Radiokommission sitzt. In Zürich, Basel (um von den Welschen zu schweigen) ist so etwas vorerst unmöglich.

Aber täuschen wir uns nicht – es sind nicht etwa nur bürgerliche Zensoren, denen derartige Feststellungen der entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen auf die Nerven gehen. Ich habe in Basel mit diesem Vortrag das Ärgernis von jungen Leuten erregt, die sich für sehr, sehr fortschrittlich halten, die mir nachher die Frage stellten, ob ich nie von einem gewissen Karl Marx gehört hätte? Worauf ich antwortete: O ja, dunkel, wann hat denn der gelebt? – Oh, vor hundert Jahren. – Vielleicht hat sich die Welt inzwischen ein paarmal gedreht, sagte ich, und es kann sein, daß Marx, der ein kluger Mann war, inzwischen manches anders gesehen hätte . . .

Um was geht es bei der Canevascini-Vortragsreihe? Um ein Elementarbuch über die menschliche Entwicklung und seiner Existenz. Ist das nicht ein wenig komisch? Nach einem Jahrhundert obligatorischen Elementarunterrichts kann einer kommen und uns am Radio Vorträge über die elementarsten Dinge halten. Was würden Sie sagen, wenn man uns Radiovorträge über das Einmaleins und das ABC hielte? –

Aber in Basel ergab es sich, daß wir uns über die elementarsten Dinge unserer Entwicklung nicht einig sind. Es traten da radikale Nörgler auf, die mehr als ein Haar in Canevascinis Suppe fanden, offenbar aus keinem andern Grunde, als weil der Verfasser – ein Sozialist ist. Ah, wenn wir uns auf der Linken wiederum in theoretischen Haarspaltereien verlieren, uns darüber aufs neue verfeinden und noch einmal unfähig sein sollten, das soziale Problem zu lösen!!

Nein, Canevascinis Entwicklungsabriß ist ein durchaus tauglicher Entwurf zu einem Elementarbuch für die Grundlage der Menschheitsgeschichte. Nichts wäre wünschenswerter, als die Schaffung eines solchen Lehrbuches für unsere Elementarschulen! Es würde unsern so verwirrenden Geschichtsunterricht unendlich entlasten und dem Kinde jene paar Grundwahrheiten beibringen, ohne die ein soziales Menschentum nicht möglich ist.

In einem solchen Elementarbuch hätten freilich auch jene paar Grundwahrheiten zu stehen, die Canevascini nur streifen konnte, weil man sie am bürgerlichen Radio nicht erwähnen darf, sofern man sich dieses Sprachrohr erhalten will.

In diesem Elementarbuch der menschlichen Entwicklung folgt nämlich nach meiner Ansicht auf das Steinzeitalter, das ist das Zeitalter der Sammler und Jäger und beginnenden Nomaden, auf die Bronze- und Eisenzeit, das Zeitalter der beginnenden Sklaverei, der Arbeitsteilung der Handwerker und Städte, der *Goldzeit*, das Zeitalter der entstehenden Industrie, der Nationalstaaten, des Kapitalismus, an dessen Ende wir angekommen sind. Nun ist es natürlich nicht so, daß an dem und dem Tag das alte Zeitalter aufhört und das neue beginnt, sie fließen ineinander über, sie bestehen lange neben- und übereinander. So dauert zum Beispiel das Eisenzeitalter, die Zeit der Sklaverei, bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts, bis nach der Französischen Revolution, denn der Feudalismus ist ja nur eine andere Form der Sklaverei. Nur wenn wir die Entwicklung in diesen großen Linien sehen, erkennen wir die wirklich schicksalsentscheidenden Tatsachen.

Welches sind diese schicksalsentscheidenden Tatsachen in der ersten

Epoche, der Steinzeit? Doch wohl die: Der Mensch ist nicht auf die angeborenen Fähigkeiten seines Körpers allein angewiesen. Er kann sie vermehren. Er kann Werkzeuge herstellen. In zehntausend Jahren, von der untersten Stufe des Steinzeitmenschen bis zur obersten, vom plumpen, kaum noch als Messer zu erkennenden Schneidinstrument bis zu den Chirurgenmessern, wie man sie im Schweizerbild zu Schaffhausen fand, verbessert er die Werkzeuge, sammelt darüber eine Unmenge von Erfahrungen, erleichtert so das Dasein unerhört und wächst an diesem Werk auch geistig. Wie sehr, verraten seine erstaunlichen Höhlenzeichnungen. An seinem Werk und an seiner Erfahrung wächst dieser Urmensch empor.

Aber er macht noch eine ganz andere Entdeckung, die über sein Schicksal entscheidet: er entdeckt, daß er nicht auf die vorhandenen Lebensmittel, Mittel zum Leben angewiesen ist, daß er sie vielmehr *künstlich* vermehren, anbauen, züchten kann. Pflanzen, Tiere. Auch das die Frucht der Erfahrung. Mit dieser Entdeckung ist sein Schicksal, sein Sieg entschieden. Welcher Sieg? –

Um das zu verstehen, müssen wir einen Augenblick zurück. Der Lebenstrieb jeglicher Kreatur ist: sich zu erhalten, es so gut, bequem wie möglich zu haben. Das ist der primitive Lebenstrieb jeglicher Kreatur. Schon auf einer niederen Stufe erwacht ein *Artbewußtsein*, auch wenn es sich nur negativ äußert: außer in der Brunstzeit kämpft die eigene Art nicht gegen die eigene Art, tötet sie nicht. Nur der Mensch hielt das anders. Wir werden sehen, warum. Die Art betrachtet ihre Umgebung, die «Welt», als ihren Lebensraum, in dem sie rücksichtslos um andere Arten sich zu behaupten versucht. Frühe entdecken einige Arten, daß sie ihr Lebensziel, es bequemer, sicherer zu haben, besser erreichen, wenn sie sich zusammenschließen, in Herden, ja in Völkern und Staaten, wie Bienen und Ameisen. Die Erfahrung hat es sie gelehrt.

Auch der Mensch hat diese Erfahrung früh gemacht und sich in Horden, im Klan, in Stämmen zusammengeschlossen. Was bedeutet das? Zweifellos, daß die in Horden, im Klan, in Stämmen vereinigten Individuen ihre Umgebung als *gemeinsamen* Lebensraum betrachten. Das ist etwas außerordentlich Wesentliches. Der Begriff Eigentum, der sich schon in der Beute manifestierte, nimmt deutlichere Formen an. Aber er behält oder besser erhält nun die Form des Kollektiveigentums, die er auch im Ameisen- und Bienenstaat besitzt, und beim Menschen bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte erhält, so beispielsweise in der germanischen Hubgemeinschaft, dem kollektiven Eigentum an Grund und Boden.

Nun hat also dieses bereits zur Gemeinschaft übergegangene Geschöpf Mensch die höchst wunderbare Entdeckung gemacht, daß es seine Mittel zum Leben künstlich vermehren kann, durch Anbau der Erde, durch Aufzucht von Tieren. Aber das erfordert – *Arbeit!*

Ohne Arbeit kommt auch die Pflanze, das Tier nicht aus. Sammeln der Säfte und Kräfte, das Jagen der Beute ist Arbeit. Aber die Herstellung von Werkzeugen, der Anbau der Erde, Tierzucht erfordern Arbeit in erhöhtem Maße. Damit aber ist das Ziel, es bequemer, besser zu haben, nicht erreicht. – Man kann also wohl die Mittel zum Leben künstlich mehren, aber um welchen Preis?

Die schon vom Tier ererbte Fähigkeit, sich Lebensmittel durch Raub zu verschaffen, bildet wohl einen Ausweg; aber er erhöht die Unsicherheit in einem geradezu ungeheuren Maß. Denn der Besitzer des «Lebensmittels», auf das man es abgesehen hat, ist – ein Mensch! Ein Angehöriger der eigenen Art! Dadurch aber, daß jenes Beutestück ein Erzeugnis des Menschen, das Produkt mühseliger Arbeit ist, erhält es einen *erhöhten* Wert. Mit andern Worten: die menschliche Arbeit steigert den Wert und die Bedeutung des Eigentums. Durch diesen durch menschliche Arbeit gesteigerten Wert der Produkte wächst der Anspruch auf persönliches Eigentum, er wird zur Besitzgier. Anderseits führt er zur Überwindung, ja Ausschaltung des ursprünglichen Artbewußtseins. Der Mensch wird durch das persönliche Eigentum der Feind des Menschen! Man muß diese Gedanken durchdenken, denn hier liegen die Quellen des Menschentums.

Auf einer höheren Stufe kommt nun der Mensch dahinter, daß es noch eine andere Möglichkeit gibt, als sich durch Raub und Totschlag in den Besitz des Eigentums eines andern zu setzen: man kann ihn zwingen, für sich arbeiten zu machen. Die *Sklaverei* entsteht. Sie dauert, wie gesagt, aus den grauesten Vorzeiten bis in unsere jüngste Gegenwart. – In diesen Jahrtausenden ist durch die Sklavenarbeit unser Erdball fruchtbar, anbaubar, wegbar geworden. Er ist in einem hohen Maße aus einer Wildnis zur Heimat der Gattung Mensch geworden. Das Ziel wurde in einem hohen Maße erreicht. – Aber dabei ist etwas geschehen, über das man sich nur ungenügend Rechenschaft gibt. Der Mensch war – wir sahen es – auf seine Erfahrung angewiesen, wenn er diese Erde so sicher, so bekömmlich, so bequem einrichten wollte, wie es für die Gattung möglich war. – Nun hielt er, schlecht gerechnet, 90 Prozent – denn so viele lebten in der Sklaverei – davon ab, neue Erfahrungen zu machen, und der Rest beschränkte sich darauf, die auf den bisher gewonnenen Erfahrungen aufgebaute Herrschaft zu behaupten und neue Erfahrungen zu unterdrücken. So kommt es, daß zum Beispiel die berühmte Herrschaft des alten Roms es nicht über den Ochsenkarren als Transportmittel hinausbrachte und so gut wie keine technischen Errungenschaften aufzuweisen hat.

Die beiden Male, da durch äußere Umstände große Teile der Unterschichten frei wurden, also Erfahrungen machen konnten, schnellte die Entwicklung sprunghaft aufwärts. So in der Renaissance und Reformation, als eine Bürgerschicht freier wirken konnte, und die großen geographischen Entdeckungen, die Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht wurden, jene erstaunliche Entwicklung der Künste eintrat, und Kopernikus die Erde aus dem Mittelpunkt des Weltalls wegwies und sie zu einem kleinen Gestirnlein machte. Und dann geschah dasselbe, als nach der Französischen Revolution neue Unterschichten frei wurden und jener phantastische Aufschwung begann, den wir das Maschinenzeitalter nennen. Beide Male wurde die Erfahrungssumme der Menschheit in einer erstaunlichen Weise vermehrt, die menschliche Intelligenz unglaublich bereichert. Damit sollte genugsam bewiesen sein, welche geistige Verarmung jene Jahrtausende dauernde Sklaverei für die Menschheit bedeutete, wie sehr sie die Entwicklung hintangehalten hat.

Indessen kann sich die Menschheit nicht rascher entwickeln, als es ihr ihre Mittel, die Summe ihrer Intelligenz, erlauben. Die Mittel, es bequem, so gut wie möglich zu haben, waren damals für eine Oberschicht die Gewalt, die Unterdrückung. Anders ging es scheinbar nicht. Bis die Menschheit die neue Entdeckung machte: man ist nicht absolut auf Raub angewiesen, man kann die Produkte der Arbeit auch austauschen und durch den *Tausch* und durch Täuschung gewinnen. Der Tausch war eine alte Einrichtung, und er entwickelte sich langsam neben dem Raub.

Nach und nach kam – da es nicht immer einfach war, das «gangbarste» Tauschmittel, nämlich Vieh, gegen eine andere Ware einzutauschen – ein anderes Tauschmittel auf: *die Münze.*

Indessen müssen wir versuchen, uns Rechenschaft zu geben, was dem Gedanken des Tausches zugrunde lag. Man wollte Ware gegen Ware tauschen. Ging es darum? Wenn wir vom Geschöpf Mensch ausgehen, dann liegen die Dinge so: Es will aus diesem Erdball eine möglichst bequeme, möglichst günstige Heimat seiner Gattung machen. Das ist der ursprüngliche Artwille. Dieser Erdball besitzt unendliche Reichtümer an Rohstoffen, stündlich strömen ihm aus der Sonne und den Gestirnen unerschöpfliche neue Energien zu. Diese Reichtümer stehen der Art gemeinsam zur Verfügung. Es braucht aber Arbeit, um diese Energien und Stoffe in Lebensgüter zu verwandeln. Wenn jene Reichtümer gemeinsames Eigentum sind – der Gedanke liegt auch dem alten «gölltlichen Lehen» zugrunde – dann ist der Sinn des *Tausches* nur der, daß man die *persönlich* bei der Produktion zu leistende Arbeit gegeneinander austauscht. Und nichts anderes. Danach wäre es also richtig und gerecht: Stunde gegen Stunde auszutauschen!

Wohlverstanden: wir fragen uns jetzt: was wäre der ursprüngliche Sinn des Tausches gewesen? Das war freilich so lange unmöglich, als man nur Ware gegen Ware austauschte, Kälber gegen Werkzeug, Schmuck und so weiter. – Aber jetzt, da nach Jahrhunderten ein eigentliches und besonderes Tauschmittel, die Münze, entstand, wie war das jetzt?

Man wird nie hinter die, man möchte sagen höchst drollige (wenn sie nicht so traurig wäre) Geschichte der Menschheit kommen, wenn man nicht begriffen hat, was sich begab, als die Menschheit das Geld erfand. Auf die Gefahr hin, als «Freigeldler» tituliert zu werden – obschon diesen Leuten ob unsern Schlüssen die Haare zu Berge stehen –, muß man sich mit diesen Dingen gründlich auseinandersetzen, weil hier, und hier allein, die Möglichkeit liegt, aus dem Wahnsinn, dem wir buchstäblich verfallen sind, herauszufinden.

Also, die Menschheit erfand in Jahrtausenden die Münze. Was war das? Da war zum Beispiel ein goldenes Metallscheibchen, auf dem das Bild eines Kalbes stand. – Das hieß: es steht für den Wert eines Kalbes. *Für* den Wert. Der Wert war das Kalb, nicht die Münze! Das wußte man. Das war klar. Der Wert waren die Güter. Nicht die Münzen! Der König, der Staat, die Gemeinschaft, die die Münzen ausgab, garantierten, daß man dem Vorweiser der Münze den Wert eines Kalbes dafür geben würde. Die Münze war also nicht nur etwa kein Wert, sondern eine Verpflichtung, ein Vorschuß! – Geld ist in Tat und Wahrheit ein negativer Wert, ein

Vorschuß, eine Schuld! – Wir wissen es nur nicht mehr, stellen die Dinge auf den Kopf.

Aber das geschah frühe, sehr früh. Langsam oder schnell wurde die Münze, die ja so gut und sicher tauschte, selber zum Wert, zum *Eigenwert!* Und damit war etwas ganz Verrücktes geschehen. Ein Nichts war zu einem Wert geworden, ja zu *dem* Wert. Und das Übel war, er *dauerte*. Bisher hatte es so etwas nicht gegeben. Alle Güter dieser Welt gingen nach einer Zeit zugrunde; es gab nichts, das nicht die Motten und der Rost fraßen oder das verfaulte. Geld verfaulte nicht. Wohl konnten Münzen zugrunde gehen, aber es gab etwas, das nicht zugrundegehen konnte: Geld, das man schuldete – das man ausgeliehen hatte und verbürgt war. Und dieses Geld hatte die andere phantastische Eigenschaft: *es vermehrte sich von selber!* Ohne daß man eine Hand rührte, irgendeine Arbeit leistete. Es warf Zinsen, Gewinne ab. Jenes ursprünglich als Urmensch so primitive Geschöpf hatte sich dieses Zaubermittel zugelegt. –

Die Wirkung war ungeheuer, unermeßlich. – Zunächst durchaus positiv. Durch die Münze war, solange sie reines Tauschmittel blieb, *für* den Wert stand, nicht der Wert selber war, das große *Befreiungsmittel* geschaffen, das berufen war: die Sklaverei zu überwinden. Man konnte Arbeit gegen Arbeit tauschen, man konnte sie kaufen. Man war nicht mehr unbedingt darauf angewiesen, sie zu erzwingen. Macht und Gewalt verloren ihren Sinn. Erst dieses weitgehend taugliche Tauschmittel ermöglichte die Arbeitsteilung, das Aufkommen des Handwerks, die Entstehung des großen Kulturinstrumentes, der Städte, die ohne Tauschmittel unmöglich waren. Das alles lesen Sie mit Vorteil bei Canevascini nach. Das ganze Burger- und Bürgertum beruht auf der Münze, der Einführung des Geldes. Und mehr: erst jetzt, da es praktisch möglich war, auf die Gewalt zu verzichten, konnte der ursprüngliche Gedanke der Artgemeinschaft, die *Einheit der Menschen*, wieder durchbrechen, zum Bewußtsein werden, im Humanismus der Griechen, in der Lehre von der Menschenliebe eines Christus. So bedingt ist der Mensch von seinen Einrichtungen, alles Ideelle beruht auf praktischen Möglichkeiten, Erfahrungen.

Aber frühe begannen sich auch jene – sagen wir – teuflischen Eigenschaften des darüber zum *Kapital* werdenden Geldes auszuwirken, nämlich, daß es dauerte und sich selber vermehrte. Man konnte es sparen und ausleihen. Geld war überdem zum *Besitzinstrument par excellence* geworden. Man brauchte nicht mehr Macht in Form von Waffen zu besitzen, um andere für sich arbeiten zu lassen, es genügte, Geld zu haben. Es vermehrte sich selbst und verbrauchte sich nicht. –

Sie wissen ja, wie das mit unsern Bundesbahnen ist. Die Betriebsrechnung ist durchaus befriedigend, aber die Kapitalrechnung ... Wir haben soundso viele Millionen in die Bahnen gesteckt; wir haben die Anlagesumme schon dutzendmal in den Zinsen aufgebracht, aber die Schuld ist immer noch da ... Es fällt uns nicht ein, zu sagen: wir haben das Geld in die Bahn gesteckt, wir haben nun die Bahn dafür! Nein, schreien wir, wir wollen den Fünfer *und* 's Weggli. Wir wollen die Bahn *und* das Geld, das wir hineingesteckt haben. Denn «wir» sind doch das Schweizervolk,

denen die Bahnen gehören und die das Geld geliehen haben. Also wollen wir beides.

Und nun stellen Sie sich vor, daß auf sämtlichen Unternehmungen dieses Erdballs, auf sozusagen allen Gebäuden, Fabriken, Verkehrsanlagen, Unternehmungen jeder Art Schulden lasten, daß das ein *ungeheures Wolkengebirge* von Hypotheken, Investierungen ist, die alle verzinst sein wollen in Form von Tantiemen, Dividenden, Gewinne abwerfen sollen; und dann, wenn Sie sich das vorstellen, haben Sie mit einem Schlag die phantastische Auswirkung, die sich aus der Verwandlung der Münze in kapitalistisches Geld ergab!

Als um 500 vor Christi der griechische Gesetzgeber Solon die Seisachtheia, die Schuldenstreichung einführte, die Hypothekensteine aus den Feldern gerissen wurden, war Athen um kein Jota ärmer! Felder und Weinberge waren noch da, nur eine phantastische Zahl war ausgetan, weiter nichts. Wenn Sie die phantastischen Schulden dieses Erdballs auswischen, ist er um kein Jota ärmer, nur eine vom Wahnsinn uns auferlegte Last ist aufgehoben.

So wie die Jahrtausende Sklaverei diesen Erdball anbaubar, wegbar machten, so haben ein paar Jahrhundert Geldwirtschaft diesen Erdball industrialisiert; und wenn es vollständig müßig ist, zu fragen, ob es nicht ohne Sklaverei gegangen wäre, so ist es ebenso müßig, zu fragen, ob ohne dieses Schuldensystem die Industrialisierung, die Voraussetzung für die Überwindung der Armut, hätte erreicht werden können. Aber das entbindet uns nicht von der Frage: Kann dieses System weiterdauern, nachdem es uns in die Katastrophen der Weltkriege hineingeführt hat und ganz offenbar an seinem Ende angelangt ist?

(Schluß folgt.)